

Vermessene Gedanken

Nun kommen wieder Erntezelten, unseren Studenten wohl bekannt. Die Kranken heilen ihre Leiden, die übrigen fahren auf das Land!

Dort gibt es etwas zu verdienen, der Körper arbeitet sich aus; man kommt, was allen gut erschien, aus der Studiersube heraus.

Die Knollen rollen! Körbe fliegen! Man arbeitet mit voller Kraft. Es bleibt kaum eine Knolle liegen. So hilft man der Genossenschaft

und lebt indessen sozusagen in frischer Landluft, kostenlos! braucht übers Essen nicht zu klagen und denkt sich dabei eines bloß:

Wir buddeln hier in langen Wochen für alle die Kartoffeln aus. Was manche Küchen daraus kochen, ist oftmals ein gelinder Graus!

Nun, die Gedanken sind vermessene, die man beim Ernten manchmal spürt; man kommt zurück, hat sie vergessen, verschlingt sein Essen und studiert!

Lu.

Genügend Mist

Der ehemalige Nationaldeutscher Kampfbund gehört heute nicht zu den schlechtesten Kreisen im Bezirk Neubrandenburg. Einen der Gründe dafür: hier hat man sich bemüht, daß die Genossenschaften jetzt mit Maschinen und Düngemitteln gut ausgerüstet sind.

Davon wagten im Sommer 1948 allerdings nur wenige zu träumen. Die Bürgermeister waren damals froh, wenn sie wenigstens die allerschwersten Aufgaben einigermaßen lösen konnten. Und manchmal schickten ihnen verschiedene Fragen, die sie schriftlich beantworten mußten, recht überflüssig.

So ging es eines Tages auch dem Bürgermeister von Wachmannsdorf. Als er in den frühen Morgenstunden von einer Versammlung zurückkehrte, ließ darüber, wegen dem Widerstand einiger seltener Spekulantendrei Unselbstfamilien unterbewacht zu haben, fand er auf seinem Schreibtisch die Auforderung, umgehend dem Landrat zu berichten: Wieviel Dünger — Kunstdünger, natürlicher Dünger, welcher Art und in welchen Mengen — ist im Dorf vorhanden?

Da setzte sich der übermüdete und innerlich noch erregte Bürgermeister hin und schrieb kurz und bündig: „Mist ist von der letzten Regierung noch genügend vorhanden.“



Aus Jurij Brezons Erzählung „Die alte Jantschowa“

Wie die alte Jantschowa für die Gerechtigkeit kämpfte



Ein Schnappschuß...

und schon ist wieder ein Bild für den Fotowettbewerb des „Hochschul-Spiegels“, „Mein schönstes Ferienbild“ fertig! Denken Sie daran, daß letzter Einsendetermin der 15. Oktober ist. (Bedingungen wurden in unserer Ausgabe Nr. 12 veröffentlicht.)

„Betreten verboten! Zuwiderhandlung wird mit 3 RM bestraft!“

Solch eine Tafel verbiet auch das Betreten des Waldstückes, in dem die Jantschowa Astholz zu waldern pflegte.

Darum konnte sich die Jantschowa natürlich nicht halten und, obwohl sie aufpaßte wie ein Wachhund, überraschte sie eines Morgens der Pächter.

Glücklicherweise war sie gerade erst über die Schneise gewechselt und hatte nicht einmal einen Tannenzapfen in der Hand.

Da sie sich wundert, die fünf Mark zu sehen, bekam sie eine Besatzverfügung der Polizei, die bereits höher war, und weil sie immer weiter um Gerechtigkeit kämpfte, wurde ihr am nächsten Auszahlungstag fast die doppelte Summe — nämlich neun Mark — von ihrer Witwenrente abgezogen.

Das hatte zweierlei zur Folge: einmal mußte der Enkel, der inzwischen schon das halbe Jahr zur Schule ging, mit in den Wald fahren und aufpassen, daß es der „verrückte Sack“ nicht wieder überrascht. Und zweitens passierte es in diesem Herbst zum erstenmal in der Geschichte des Dorfes, daß eine Frau in einer öffentlichen Versammlung auftrat.

Und das kam so: Es waren wieder Wahlen im Lande. Im Wirtshaus fand eine Versammlung statt; die Rede sollte der Pächter halten.

Der Wirtshaussaal war fast voll, weil die Gutsarbeiter und -angestellten die Teilnahme an der Versammlung als Überstunden bezahlt bekommen. Außerdem war der Kaufmann da mit allen, die von ihm Lohn erhielten, der Kantor und der Schneidermeister Wosol, der für sein Leben gern Uniformen schneiderte.

Der Pächter sprach ziemlich lang von „Bonzenrepublik“, „tatsachen Besen“, „nationaler Ehre“, „Vaterland“ und ähnlichem, wozu der Kantor, der Kaufmann, der Schneider und einige Rittergutsleute laut klatschten.

Die Jantschowa verstand nicht sehr viel von der ganzen Rede. Aber eines wollte sie aus langer Erfahrung: Wenn die Reichen so lange und so freundlich zu Arbeitern

reden, heiviten sie Schlimmeres vor, als wenn sie schimpften, schreien oder drohen.

Keiner der Gutsarbeiter wagte etwas zu erwidern, als gefragt wurde, ob noch jemand sprechen wollte.

Deswegen stand die Jantschowa auf, lächelte die Arbeiter teils verlegen, teils zutraulich an und begann: „Ich kann ja nicht so gut reden wie der Herr Pächter. Ich bin eben bloß die alte Jantschowa, und der Herr Pächter weiß viel mehr als ich. Ich weiß bloß, daß Herrenfreundlichkeit so lange dauert wie Schnee zu Pfingsten. Und daß der, der den Herren Dornen aus dem Hintern zieht, den Stock dafür bekommt.“

Hier bei der Kantor mit fester Stimme ein: „Zur Sache, Jantschowa!“, und der Kaufmann verlangte, daß ihr das Wort entzogen werde.

„Ich weiß ja, daß man sich die Zunge verbrennt, wenn man Herzens Wahrheit sagt“, fuhr die Frau tapfer fort, ohne auf die Einwürfe zu achten. „Ich will bloß noch sagen, daß der Herr Pächter seinen Vornamen, Vaterland, geredet hat. Bloß, der Herr Pächter hat ein anderes Vaterland als wir. Das Vaterland der Reichen ist der Gendarm für die Armen.“

„Auhören, auhören!“ schrie der Schneidermeister.

„Ruhe!“ riefte der Gutsbesitzer den Schneider an, daß der fast vom Stuhl fiel.

„Dazu sind wir nicht hergekommen, uns solch ungeräuschten Zeug vorzusetzen zu lassen!“ murmelte laut der Kantor.

„Wir haben auch in der Schule auhören müssen, was uns der Kantor erzählt hat“, entgegnete der „herrschaffliche“ Jan, und alle Arbeiter lachten schadenfroh.

Der Pächter konnte unentschieden an seinem Schnurrbart und überlegte angestrengt: Ist es besser, daß ich die Alte quatschen lasse oder daß ich ihr das Maul verbiete ...

„Bede nur weiter, Marja!“ verjüngte jetzt die Arbeiter, ohne die Entscheidung des Pächters abzuwarten. Die Jantschowa ließ sich nicht ver-

geblich bitten: „Und dann hat der Herr Pächter soviel von Ehre gesprochen“, hier fiel die Alte auf einmal mit ihrem mühsamen, halbgutem Deutsch ins vertraute Sorbisch. Obwohl der Kaufmann, der Kantor und auch der Pächter gut sorbisch verstanden (untereinander gebräuchlich sie allerdings nicht die Sprache der Bauern und Arbeiter), empfinden alle, daß die Jantschowa jetzt nur noch für die Arbeiter sprach. „Ich weiß ja nicht, was seine Ehre ist, ich weiß eben bloß, was Hunger ist. Davon hat aber der Pächter nichts gesagt, weil er Hunger nicht kennt. Ich weiß auch, was Frieden ist. Der Herr Pächter weiß bloß, wie er armen Leuten Holz wegnehmen kann. Und ein Beil für lust Mart, und neun Mark von der Rente, wo ich bloß sieben kriegen!“

Hier klingelte der Pächter mit der Glocke und schrie: „Ich entziehe Ihnen das Wort!“

Das machte aber gar keinen Eindruck auf die Jantschowa. Wenn wir von Hunger reden und vom Frieden und vom Unrecht, dann verbiete sie uns den Mund“, sprach sie weiter.

Der Pächter erhob sich und verkündete: „Die Versammlung ist geschlossen.“

Einen Augenblick lang schaute die Alte verblüfft zu, wie alle aufstanden, um heimzugehen. Aber sie hatte noch etwas auf dem Herzen: „Es gibt viel mehr arme Leute als Reiche. Die können uns nicht den Mund verbieten“, rief sie, während der Pächter und die anderen Dorftrüben schon an der Saadtüre waren und die Arbeiter noch vor ihren Stühlen standen.

Die Arbeiter klatschten nicht. Aber der zweite Adorckubacher Bohark sagte: „Jetzt trinken wir alle zusammen einen Schnaps. Und für die Marja zahle ich.“

Dann meinte der eine oder der andere noch: „Donnerwetter, Marja — du hast geredet wie ein Pfarrer!“

Oder: „Dich werden wir in den Reichstag wählen, Marja!“

Da lachten alle, und dann tranken sie ihren Schnaps und gingen in Trüppchen nach Hause.

Keiner von ihnen aber dachte an das, was der Kaufmann aussprach,

als er auf dem Heimweg zum Kantor sagte: „Das alte Leuder hat uns die Versammlung geschmissen! Nicht einen Pfennig Kredit kriegt sie mehr bei mir!“

Wochenlang erzählten sich die Leute von dieser Versammlung und stritten darüber, ob die alte Jantschowa recht gehabt hätte mit dem, was sie von „Ehre“ und „Vaterland“ gesagt hatte. Es gab ja genug im Dorf, die Zeit zum Streiten hatten. Fast die Hälfte der Männer und die meisten jungen Burschen waren arbeitslos und hörten auf den Stempelstellen in der Stadt mannes, was gar nicht so weit entfernt von den Worten der alten Jantschowa war. Bisher hatten nur wenige im Dorf etwas davon wissen wollen. Aber das Ansehen der Jantschowa brachte sogar die Frauen in Bewegung.

Am Abend des Wahltages stellte sich heraus, daß die halbguten Sätze der alten Frau stärker gewesen waren als die wohlgeleitete Rede des Pächters: Zum ersten Male in der Geschichte stimmte die Mehrheit der Gemeinde für die Lindten.

Die Lesie waren selbst überrascht von dem Ergebnis — und viele schämten sich ein bisschen, nur als „rottes Dorf“ in der ganzen „Schwarzen“ Gegend bekannt zu werden.

Zugleich aber waren alle sehr stolz darauf, daß die Stahleimer nur ein rundes Dutzend und die Naas sogar bloß zwei Stimmen in ihrer Gemeinde erhalten hatten.

„Hochschul-Spiegel“

Redaktionskollegium: Dipl.-Lehrer H. Modül (Redaktion), Ing. Chr. Dölling, Dipl.-Ing. G. Bismar, Dipl.-Sportlehrer G. Hauck, Dipl.-phl. A. Heidemann, Dipl.-Ing. Kempa, A. Lohse, Dipl.-Math. Möstel, Dr. rer. nat. Schneider. Herausgeber: SED-Betriebsorganisation der Technischen Hochschule Karl-Marx-Stadt. Veröffentlichung unter Lizenz-Nr. 125 K des Rates des Bezirkes Karl-Marx-Stadt. Druck: Druckhaus Karl-Marx-Stadt. 1979